

Ein Blick voller Dankbarkeit



Heiko Lübke
2021



Es war im Jahr 1990, die Wende war nur wenige Monate her und vieles änderte sich so sehr. Von den Plattenbauten Berlin-Marzahns fuhr ich nun über die zusammengefallene Mauer zum einerseits buntglitzernden und andererseits verrucht-schmuddeligen Bahnhof Zoo. Mein neuer Arbeitsplatz war mitten in Westberlin, unweit des Ku'damms in der Kantstraße. Vorher hatte ich im VEB Kombinat Nachrichtenelektronik gearbeitet und die UniWare Computer GmbH war eine faszinierend alternative Arbeitswelt. Als Softwareentwickler verdiente ich in dem IT-Systemhaus 3.000 DM. So kurz nach der Währungsunion. Und die bekam ich nicht einmalig, wie die 100 Westmark Begrüßungsgeld, sondern jeden Monat. Mit 29 Jahren war ich einer der ältesten unter den Kollegen. Die anderen Programmierer waren auch Akademiker oder studierten noch. Mit der Berlinzulage erhielten sie den steuerfreien Gehaltszuschuss von acht Prozent für Arbeitnehmer in West-Berlin. Einer kam sogar aus dem entfernten Bayern, da es in Westberlin wegen der alliierten Vorbehaltsrechte keine Wehrpflicht gab. Ich war als Frühaufsteher häufig der Erste in der Kantstraße. Wir programmierten ein verteiltes System zur Abbildung komplexer Organisationsstrukturen im Büro. Die Client-Server-Applikation wurde in der Sprache C entwickelt und auf verschiedene UNIX-Derivate portiert. Der Umgang war locker. In den Büros standen

Stereoanlagen mit hohen Standlautsprechern und da lagen hunderte CDs zum Reinhören. Jeder schien zur Arbeit zu kommen, wann er wollte. Eule hieß so, weil sie am liebsten Abends kam und in der Nacht arbeitete. Getränke waren umsonst. Kaffee, Tees, Milch, Wasser und Säfte. Nach lockerer Verabredung zogen wir mittags grüppchenweise in eines der umliegenden Restaurants. Es gab eine große Auswahl am Savignyplatz. Zum Inder, eine Pizza essen oder wie an jenem Tag, zum Chinesen. Wir saßen um einen runden Tisch und sprachen über den neuesten Film von Woody Allen. Zwei Kollegen hatten „Verbrechen und andere Kleinigkeiten“ gemeinsam im Kino gesehen. Ich hörte zu, löffelte meine Sauer-Scharf-Suppe und ließ mir den wohligen Umami-Geschmack auf der Zunge zergehen.

Da trat eine junge Frau mit dunklem Teint an unseren Tisch. Ihre rote Bluse war reichlich mit blauen Blumen versehen und mit einem Band aufgenähter weißer Spitze verziert. Das Kopftuch aus dem gleichen roten Stoff mit den farbigen Ornamenten. Daraus quoll ein locker geflochtener dicker Zopf mit tiefschwarzen Haaren hervor, so schwarz wie Ebenholz. Nur die schmuddelige Jogginghose mit Gepardenmuster passte nicht dazu. Oder eben doch? In der Hand hielt sie einen Zettel, den sie herumzeigte. In krakeligen Großbuchstaben stand darauf:

BIN TAUBSTUM UND 4 KINDER WENIG GELD FÜR ESSEN BITTE

Die Arbeitskollegen kannten sich aus und winkten ab. Mein erster Gedanke war: „Ich bin lieber auf der Seite derjenigen, die geben können“ und kramte ein Zwei-markstück aus dem Portemonnaie. Der zweite: „Was werden wohl die Anderen denken?“ Ich legte die Münze in die ausgestreckte Hand, in die nicht wirklich sauberen Finger, schaute sie an und sagte: „Bitte.“ Sie beugte sich etwas nach vorn zu mir, die Lippen öffneten sich, eine Haarsträhne aus dem Fransenpony rutschte über die Stirn. Sie sah mich unverwandt mit ihren haselnussbraunen Augen aus den schmalen Augenlidern heraus an. Die Mundwinkel formten ein leichtes Lächeln, die Augenwinkel folgten mit kleinen Fältchen und die Augen – die Augen wurden immer größer. Die schwarzen Pupillen verschmolzen mit der dunkler werdenden braunen Iris, ihr goldfunkelndes strahlendes Leuchten senkte sich tief und tiefer durch meine Augen ins Herz.

Ogleich ich mich selbst als stocksteifen Atheisten sehe, erinnere ich mich bis heute an den Zauber dieser kurzen Begegnung und ihr Geschenk an meine Seele. Gegenüber Bettlern bin ich unverändert auf der Seite

derjenigen, die ein Almosen geben können und das auch tun. Mir ist klar, was ich von meinem Reichtum abgebe, ist nur eine Geste. Gewöhnlich ist es ein Geben ohne Umstände und es folgt ein kurzer Dank. Manchmal kann ich den Dank nicht erkennen und dann muss mir das Geben dürfen reichen. Selten entscheide ich, dass ich in diesem Moment mein Geld diesem Menschen nicht geben will. Straßenmusikanten wiederum unterstützte ich grundsätzlich, wie auch immer sich die künstlerische Darbietung im ersten Moment für mich anhören mag. Einen so inniglichen Blick habe ich nie wieder erlebt. Anders beschenkt wurde ich einige Male von einer Bettlerin in der Friedrichstraße. Sie gab mir polnische Heiligenbilder. Daher habe ich eine Sammelkarte mit dem Abbild der Matki Miłosierdzia, der Mutter der Barmherzigkeit. Wenn ich sie als Lesezeichen nutze, dann erinnere ich mich an diese Frau. So bin ich inzwischen etwas mehr mit Bettlern in der Großstadt vertraut, die trotz oder wegen der sozialen Marktwirtschaft von unserem Wohlwollen abhängen und die ich vor dem Mauerfall nur aus Filmen und Büchern kannte. Habe gewöhnlich Euro-Münzen in der Hosentasche bereit. Nur wenn ich Kinder betteln sehe, frage ich mich immer wieder: „Was soll ich tun?“